Zeitschrift: Schweizer Kunst = Art suisse = Arte svizzera = Swiss art
Herausgeber: Visarte Schweiz
Band: - (1952)
Heft: 4

Artikel: Im Gedenken an William Turner
Autor: Weinberg, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-623243

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

172

SCHWEIZER KUNST
ART SUISSE
ARTE SVIZZERA

GESELLSCHAFT SCHWEIZERISCHER MALER, BILDHAUER UND ARCHITEKTEN
SOCIÉTÉ DES PEINTRES, SCULPTEURS ET ARCHITECTES SUISSES
SOCIETÀ PITTORI, SCULTORI E ARCHITETTI SVIZZERI

April 1952 | Bulletin No. 4 | Avril 1952

AZ RIEHEN
Bibliothèque Nationale Suisse, Berne

Im Gedenken an William Turner

(Biographische Phantasie zu seinem Todestag — 19. Dezember 1851)

Hans Weinberg

William Turner: Sie wollen mich sprechen? Recht anspruchsvoll! Einer von da unten. Sie könnten's wissen, in meinen letzten Jahren dort hatt' ich schon genug davon. Wozu hätt ich mich sonst in meinem Chelsea-Haus versteckt; keiner hat mich gefunden. Ein guter Einfall, mich in Mr. Booth umzutaufen. Na, sie haben's herausgefunden, wie es mir nicht mehr schaden konnte — ich war schon auf dem Weg. Und gerade mit Ihnen, was habe ich denn auf diesem Weg mit Ihnen zu schaffen?

B.: Daß Sie gerade 100 Jahre auf dem Weg sind, das möchte ich nicht in erster Linie als Grund anführen, obschon das auch mitspielt. Ihren Erdenspuren bin ich schon früher vor- und rückwärts gefolgt . . .

W. T. : So, Sie sind solch ein Schnüffler wie der Thornbury. Dankschön für solche «Lebensbeschreibung». Wenn es jemand interessiert, daß ich einen kurzen, dicklichen, klumpigen Corpus, eine unheimliche große Nase gehabt habe und mich in unmögliche Kleider steckte, meinen Lunch im Boot aus meinem roten Sacktuch auspackte, daß ich noch im Alter samstags mit Seeleuten durchzechte und meine Stadthäuser mitsamt den Bildern verstauben ließ, wer auf das nur merkt, der soll mich hier nicht . . .

B.: Darf ich Sie, bitte, unterbrechen. So ganz übel ist der Thornbury nicht, auch nicht der Monkhouse, der Sie als underbred charakterisiert, als den Ungebildeten, der sich aus dem societylife brummend zurückzieht, weil er da in seinem Selbstgefühl kein Wohlsein finden kann. Die schaden Ihnen nicht. Auch nicht der Journalisten-Schnösel, der zu Ihrem Hundertjährigen behauptet, Sie seien wegen Mißerfolgs mit den letzten Bildern — den großartigsten — in die Einsamkeit der Trunksucht geflüchtet, der schadet nur sich selbst.

W. T.: Das weiß ich hier oben besser als Sie. Der Dummkopf. Oben in meinem Haus bin ich gesessen und hab das studiert, was mich nur noch anging, das Licht. Und in dem alten Kasten hat mich nichts gestört, gerade weil er nicht komfortabel war. Auf meinem Dachbalkon bin ich gesessen, oft tagelang, und habe nach oben geschaut. Wie ich einmal im Vorbeigehen den Dachbalkon sah, habe ich das Haus gekauft. Geschaut hab ich und nicht gerad viel gemalt. Meine Haushälterin, die Mrs. Booth, hat es ja später ausgeschwatzt, wie ich sie nachts gelegentlich wachrief, sie solle mir die Pinsel bringen. Was ich so beobachtet hab, ist eben im Traum zu einem Bild geworden —und wurde ich wach, mußte ich es schnell skizzieren. — Ach, was wissen die Leute von der Mühe, die ich mir machte. Als alter Mann, mit 67, bin ich im Sturm ausgefahren; Ariel hieß das Schiff; hab mich vier Stunden an den Mast binden lassen, hab den Orkan mit Schneetreiben erlebt. Alles verschwand, der Ariel selber nahezu. Was haben sie nachher von meinem Bild gesagt? Seifensud mit Waschblau! Heute reist es wohl durch Europa und wird bestaunt. Aber damals hat es mich betroffen. Bin dann weniger gern unter Menschen gegangen.

Die Alpen habe ich wieder besucht, da ist man schön allein. Zweimal wollte ich zu Fuß über die Pässe, zweimal trieb mich der Regen zurück, schließlich war ich schon 69. Aber die Rigi, Seelisberg, Brienz und Thun und noch vieles hab ich so gesehen, daß es mich jetzt noch hier oben freut. Bei Mondlicht, mit Regenbogen, bei Sonnenauf- und -untergang.

Dann bin ich meist zu Hause geblieben, noch ein paar Jährchen. Immer vom Licht wollt ich noch lernen. Da gab's auch Umwege. Beim Photographen Mayall war ich oft stundenlang. Neugierig, was das Licht mit jodierten Silberplatten macht. Und dann das Spektrum. Sonderbares Wesen, das Licht; arbeitet in meinen Nachtträumen und dann magnetisiert es wieder eine Nadel im Strahl des Spektrums. Hab die Optik wieder gelassen und mich zu Hause wieder aufs Beobachten gelegt.

Ganz zum allerletzten Stündchen hat mich noch die gute Mrs. Booth im Rollstuhl ans Fenster gebracht, und die Sonne sank an jenem 19. Dezember vor meinen Augen unter, wie ich nach oben ging. Uebrigens sonderbar, früher hab ich nicht genug davon schauen können, wie die Sonne untergeht, was sie da tut für die alte Erde und was so drumrum ist, an Luft und Dampf, — ja was ist so ein Hügel oder ein Schloß? — ein Kloß, eingetunkt in reflektiertes Licht. Die gute Themse und was sonst noch an Flüssen da ist, überhaupt das Wasser, da ist was dran, daß es ein viel besseres Spielzeug ist für das

Licht. Sind vielleicht so halbe Vettern, die sich beim Spiel vertragen. Mein Kopf hat's nicht verstanden, weiß wohl, aber meine Augen, die haben so was gemerkt von der Gevatterschaft zur Sonne. Ja und dann später, da haben mich die Sonnenaufgänge einfach verzaubert, die Aufgänge! — Wie das Licht da schafft! Ich hab's wieder herzuzaubern versucht, wie es da Leib bekommt, gerade im Feinsten, in der Luft, im Gewölk, im Eisenbahndampf, oder im fallenden Schneegeflock, oder im Regensturm. Und dann spottet so ein Kritikus: «Mr. Turner versteht ausgezeichnet das Nichts zu malen.» Für ihn ist's vielleicht das Nichts, für mich war eben sein Quadratschädel mitsamt dem unten dranhängenden fashionable dress pures Nichts. Aber Freunde habe ich doch genug gehabt, die haben mich soweit verstanden — wo kämen sonst die zweieinhalb Millionen Schilling her, die sie nachher bei mir fanden. Na ja, die Rechtsbehörden haben gegen mein Testament entschieden, mein Museum ist nicht gebaut worden, meine Bilder und Zeichnungen wären im Feuchten verrottet, wenn sie der Ruskin nicht gerette hätte. Gestaunt haben sie doch, was alles im Nachlaß war. 100 fertige Bilder und 182 unfertige und an die 20 000 Aquarelle und Zeichnungen und Skizzen — abgesehen von den verkauften und verschenkten.

Aber was rede ich davon, als ob mich das jetzt kümmerte. Mich kümmert schon was, und daß Sie das erkannt haben, das merke ich Ihnen an, sonst hätte ich Ihren Anspruch anders abgefertigt.

B.: Vielleicht darf ich davon sprechen, weil ich durchs ganze Leben an dem Rätsel herumrate, das auch durch Ihre Bilder aufgegeben ist. Werden Sie bitte nicht ungeduldig, wenn ich etwas länger von Ihnen und etwa auch von mir rede.

W. T.: Hören Sie, Ungeduld gibt's nur in der Zeit. Sie werden das selber lernen. So etwas Aehnliches wie Sehnsucht, ja, aber ohne Ungeduld.

B.: Ja, der Kopf ist ungeduldig, der zählt dort oben wohl nicht — das Herz ist sehnsuchtsvoll, davon darf man bei uns unten nicht zu viel sprechen. Aber trotzdem . . . In Ihren Skizzenbüchern haben Sie unermüdlich studiert. Zum Beispiel eine Sonnenfinsternis in sechs Stadien. Die Titel sagen es: Beginn der Sonnenfinsternis. Mehr als die Hälfte der Sonne verfinstert. Sonne fast zu drei Viertel verfinstert. Sonne in Wolken fast verschwunden. Sonne dreiviertel verfinstert. Landschaft mit Wolken ohne Sonnenlicht. — Neunundzwanzigjährig waren Sie da und hatten das übliche Studium hinter sich. Sie hatten die großen Maler studiert, kritisiert, kopiert, und fanden langsam zu sich selber — nicht gerade in den Bildern, die Sie in der Royal Academy als neugebackener P. P., als Professor für Perspektive ausstellten. Aber aus sich und für sich haben Sie das Sonnenlicht als Phänomen der Phänomene studiert in allen Abwandlungen. Im selben Jahr 1804 entstand das wunderbare Aquarell Stonehenge — Sonnenuntergang, nicht an die Akademie geschickt. Der Vordergrund, die Ebene von Stonehenge, ganz im Dunkel. Die Druidenmonumente im Mittelgrund zur Hälfte im Gelbrot des Sonnenuntergangs. Darüber die Wolkenatmosphäre von allen Farbtönen durchdrungen, wie flutendes Leben über langvergangenem Tod. Wohl Ihr erstes Sonnenuntergangsbild, das zu den Bildern gehört, die Ihr Kollege, der Landschafter Constable, als Turners golden vishion bezeichnet.

Durch Ihr ganzes Leben hindurch dieses Versenken ins Atmosphärenlicht, 60 Blätter im Skizzenbuch von 1816. Titel: Skies, Himmel. Atmosphäre — Lichtatmosphäre der Erde könnte man heute schon sagen. «Gelbes Licht, blaue Schatten, carmosinrotes Licht» steht bei einer dieser Skizzen. Und dieses Licht-Spiel am Himmel senkt sich mit Ihren späteren Jahren immer mehr herunter und durchtränkt alle irdischen Formen und löst sie auf in ein unbeschreibbares Freudeschaffen des Lichts. Wer kann ohne Erschütterung den Weg Ihrer Malerindividualität verfolgen, etwa beim Vergleichen von «Norham-Schloß», 1799, vierundzwanzigjährig, und im unsterblichen «Norham-Schloß. Sonnenaufgang» von etwa 1840! Im Nichts des Kritikers haben Sie das Licht-All gefunden.

Etwas aber ist ganz aus diesen späteren Bildern verschwunden: die malerische Darstellung des Menschen. Und wir sind fast dankbar dafür. Ich will nicht unhöflich sein, aber in gar manchen Bildern stört im Vordergrund die menschliche Staffage.

W. T.: Ich will's gern zugeben. Gelegentlich habe ich diese Staffage einfach ein bißchen von anderen Malern, von Holländern abkopiert. Gefiel mir selbst nicht besonders. Aber was soll ein Maler schon mit Menschen anfangen? Haben die Licht? Scheint es von außen drauf, dann funkeln die Röcke, höchstens noch die Nasenspitze . . . Was habe ich schon mit mir selber angefangen! Ein ganz guter Spiegel fürs Licht war ich schon in meinen Bildern. Von mir haben sie es dann gelernt, die, die ihr Impressionisten heißt. Claude Monet hat es erzählt, was er von mir lernte, wie er 1870 meine Sachen studierte. Die haben ja auch den Menschen ins Luft-Licht-Spiel hineingestellt. Es kommt mir aber vor, als seien das doch «plein air Masken», recht schön reflektierende Masken. Aber Menschen?

Menschenlicht habe ich schon auch verspürt bei den Dichtern, die ich gelesen. Milton, Ovid, Homer, ja. Aus denen sind Bilder geflossen, aus ihrem Menschenlicht. Mein Fünkchen hat mich auch zu einer Dichtung verführt «Fallacies of Hope». Trug der Hoffnung hab ich sie genannt. Drucken wollte sie niemand, war ihnen nicht fein geschliffen. Zwei Zeilen davon, auf Hannibal gemünzt, hab ich mir hieher mitgenommen

> . . . still the chief advanced
> looked on the sun with hope . . .
>
> doch immer drang er weiter
> sein hoffend Aug der Sonne zugewandt.

Aber als Maler habe ich das nicht verbinden können, daß der Mensch innen Hoffnung hat, doch so eine Art Licht, und draußen hat er die Sonne über und um sich.

Meine gemalten Menschen sind schon recht hoffnungslose Brocken. Jetzt spür ich das so sehr, daß ich Ihnen das gar nicht sagen kann. Sie würden es doch nicht verstehen, Sie von da unten.

B.: Wenn ich Ihnen da widerspreche, muß ich von mir selbst reden. Gewiß, so wie ich im Tageslicht und Tagesverstand lebe, würde ich das nicht verstehen. Aber es gibt merkwürdige Menschen hier unten, die suchen das Licht in seiner zwiefachen Offenbarung zu verstehen. Von selbst kommt das Verstehen ja nicht zustande. Aber wenn solch ein Mensch — und mir erging es so — zurückblickt von

Ihren letzten Bildern — «Mystische Visionen» — nennt sie Lewis Hind — über den ganzen Weg bis zu dem Knaben hin, der im dunkeln Hof hauste und seines Vaters, des Barbiers, Kunden Zeichnungen verkaufte, um ein Taschengeld zu haben, der dann Landschaftsandeutungen für Architektenpläne handwerkte, der Knabe William, der dann der Maler Turner wurde — wenn einer das überblickt, da kann er doch Ihre Individualität als mächtiges Licht erleben, als Licht, das sich seine Welt schafft, so wie die Sonne in Ihren Bildern sich eine Welt schafft. — So etwas klingt in Worten ausgesprochen wie eine gedankliche Analogie, die nichts wert ist. Aber so etwas kann ein Erlebnis sein, das Lebensmut gibt und eisenfeste Sicherheit gegenüber allem Skeptizismus.

Ihre lange Nase, Ihre unpassende Kleidung, Ihr Feilschen mit den Graphik-Verlegern, Ihre gelegentlichen Posen als Royal Academist — all das, was Thornbury sieht und Ruskin nicht sieht —, das kann man dann gelten lassen, und doch löst es sich auf wie Schattenpunkte in einem Lichtstrom.

William Turner (aus der Ferne des Weges rufend): Genug mit Ihnen! Schon zu viel Worte. Bilder! Bilder!

Pour Blanchet

Tu as soixante-dix ans! Je pense à ton talent, et quoi qu'il soit très grand, il ne sera jamais aussi grand que notre amitié. Elle dure, tu le sais bien, depuis trente-cinq ans, c'est à dire que'elle occupe la moitié de ton existence. Elle a connu des orages, mais jamais de nuages, et le premier orage (je m'en souviens comme s'il était d'hier) a éclaté sur le Grand Quai, le premier jour ou nous nous sommes connus. Je t'ai fait des compliments et tu m'as envoyé promener. Ce furent là les prémices, de notre amitié. En fait, elle date de ce jour-là. Orages sans nuages ai-je dit, c'est donc qu'il n'a jamais plu. Le tonnerre était petit, est petit devrai-je dire, parce que nous ne nous faisons pas faute de recommencer, mais dans la même minute, le beau temps revient si grand et si pur, que nous nous sourions l'un l'autre, comme de grands enfants. Tu as soixante-dix ans! Cela me semble incroyable. Et pourtant tu n'es pas vieux. Les artistes ne sont jamais vieux. Ils peuvent être âgés et voilà tout. Tu travailles plus que jamais, tu as toujours ton sale caractère (pour une fois je renverse les rôles) tu as toujours tes enthousiasmes et toujours tes soucis. Dans ton art tu pousses la conscience jusqu'à l'abnégation et le probité jusqu'à l'invraisemblable. C'est très beau et je t'admire. Tes conseils me sont précieux, tes critiques aussi, et j'en tiens compte sans toujours m'y soumettre entièrement. Tu dis toi même: comment peut-on donner des conseils? Mais oui, mon cher Blanchet, on le peut, à la condition que celui qui les donne soit plus fort que celui qui les reçoit. C'est ce qui se passe entre nous.

Ce sont nos confédérés d'outre Sarine qui t'ont découvert et je leur tire mon chapeau. Ils ne se sont pas trompés. Tu avais un nom à Paris lorsque tu as dû le quitter. Tu es venu en Suisse pour faire la guerre, toi le plus pacifique des hommes; et tes supérieurs l'ont si bien compris, qu'au bout de trois semaines, ils te renvoyaient dans tes foyers. Ce fut tant mieux pour nous, pour toi et pour la patrie! Les fusils et les sabres sont des armes dangereuses!

Pour ton cadeau d'anniversaire, j'avais l'intention de te parler un peu de la peinture en général et de la tienne en particulier. Mais est-ce bien nécessaire? Nous en parlons depuis trente-cinq années, mon cher vieux, et nous en parlerons jusqu'à notre mort. Et puis tous ceux qui en ont parlé ont dit des choses différentes, à quoi bon vouloir ajouter à tous ces malentendus. Non, ce que je veux aujourd'hui, c'est te souhaiter une bonne santé et du bon travail. C'est tout ce qu'un peintre peut demander. Ah! oui, il y a encore le portemonnaie qui baille, mais il en a tellement l'habitude qu'on finit par croire qu'il le fait exprès. Mais, tout de même, allons-y aussi pour un peu de gaîtette!

Au nom de tous tes amis de la société (j'espère qu'ils sont d'accord) je te souhaite, mon vieux Blanchet, encore de belles années, encore du courage et encore de belles toiles.... parce que tu sais, Segonzac m'a dit en parlant de toi: j'aime bien sa peinture et j'aime bien le gas! Mais, saperlipopette, moi aussi j'aime bien le gas! E. Martin.

La statuaire moderne et l'ornementation des villes suisses

par M. le Consul **Berthod**

Alors que le hall du rez-de-chaussée du musée de peinture abrite — et ce jusqu'au dimanche 16 mai — une exposition de photographies suisses, toutes plus jolies, évocatrices et intéressantes les unes que les autres et dont certaines ont été reproduites dans nos colonnes, M. Berthod, le consul de Suisse à Bordeaux compléta mercredi dernier cette documentation dans la salle de conférences du musée par un exposé très sympathique et une présentation d'œuvres de sculpteurs suisses.

Présente par le conservateur J. G. Lemoine au nom des Amis du musée, qui rappela que le conférencier avait inauguré sa salle, M. Berthod exposa fort clairement l'évolution de la sculpture en signalant le nombre imposant d'artistes qui se sont révélés au cours de ces dernières années par une production qu'il qualifie de figurative moderne d'essence néoclassique et qui réussit assez bien à satisfaire les goûts du public, tout en demeurant une expression de foi dans le travail de la forme et des idées. Non seulement des admirateurs, mais des collectivités privées ou publiques, organisent des souscriptions, des collectes, pour réunir les fonds nécessaires à l'érection de monuments appelés par le souvenir ou même simplement le désir de décoration d'une rue, d'une place ou d'un site urbain.

La sculpture helvétique contemporaine, issue de tradition, fécondée d'apports internationaux, parait bien porteuse de ces trois essentielles vertus reconnues au peuple de ce pays: la constance, la mesure et l'honnêteté.

De nombreuses photographies projetées illustrèrent la causerie et permirent d'admirer des statues de Hubacher, von Matt, Haller, Geiser etc., une série d'animaux dont quelques-uns d'Ed. Sandoz qui a, à Paris, en ce moment, sa rétrospective de cinquante années de production et des œuvres plus aérées telles que «la Baigneuse» de Milo Martin «la Brise de Genève», «la Vendangeuse» de Casimir Reymond, ou plus modernes, comme celles de Hege et de Gisiger.